

# Klappe zu

Fünf Ecken,  
um dem Teufelskreis  
zu entkommen: So  
sehen die „Ulmer  
Nester“ aus



Mehr als 678.000 Menschen in Deutschland haben keinen festen Wohnsitz, viele von ihnen landen auf der Straße. In Ulm hat man Schlafkästen gebaut, um Obdachlose vor Kälte zu schützen

Niemand kann ihn sehen. Nachts, wenn Benni in seiner Kiste liegt, atmet er die kühle, nach Holz riechende Luft tief ein. Durch die Fenster blickt er hinaus auf den Rasen des Friedhofs. Er ist allein, endlich.

Im Herbst 2019 musste Benni – seinen Nachnamen will er nicht nennen – ins Gefängnis, weil er eine Geldstrafe nicht bezahlt hatte. Nach zweieinhalb Monaten war er wieder frei und so pleite, dass er seine Miete nicht zahlen konnte. Seitdem ist er obdachlos. Und unsichtbar – denn er will nicht, dass seine Eltern, sein Bruder und seine Oma ihn so sehen.

Er ist katholisch erzogen worden, daher verbringt er die Tage in der Stadtbibliothek und liest Bücher über das Christentum. Abends sitzt er am Busbahnhof und trinkt Bier.

Dort, in einer klirrend kalten Dezemberrnacht, sah ihn im vergangenen Jahr ein Busfahrer. Aus Sorge, Benni könnte erfrieren, rief er die Polizei. Doch Benni weigerte sich, in eine Notunterkunft zu gehen. Die Beamten schickten ihn zu den neuen Schlafkojen, den sogenannten Ulmer Nestern. Prototypen, mit denen die Stadt und eine Gruppe Ulmer Jungunternehmer zeigen möchten, wie man das Leben von Obdachlosen erleichtern kann.

Geschätzt 41.000 Menschen leben in Deutschland auf der Straße, die Dunkelziffer ist wohl noch um einiges höher. Mindestens zwölf von ihnen sind im vergangenen Winter erfroren. Denn nicht jeder, der auf der Straße lebt, nutzt auch die zur Verfügung stehenden Notunterkünfte. Obdachlose

Menschen müssen sich dort an strenge Vorschriften halten, sie leben in den Unterkünften auf engem Raum ohne Privatsphäre, dürfen ihre Hunde nicht mitbringen oder werden abgewiesen, weil sie zu viel getrunken haben. Auch sind viele von ihnen nicht beim Arbeits- oder Sozialamt registriert, sodass die Notunterkünfte sie ablehnen müssen, da ohne Sozialnummer die Kosten nicht abgerechnet werden können.

Minutenlang stand Benni in jener Dezemberrnacht vor dem fünfeckigen Kasten aus Holz und beäugte ihn. Bis die Kälte über das Misstrauen siegte, er sich auf die grüne Gummimatte legte und den Deckel über sich schloss. Aber nicht ganz, einen kleinen Spalt ließ er offen. Nur zur Sicherheit.

Die Angst verflog mit dem Schlaf. Seit dieser Nacht versucht er jeden Abend, eine der Kojen zu ergattern. Meistens gelingt es ihm. Die Stadt Ulm nennt die Nester „Notfallinstrument in letzter Instanz“. Benni nennt sie mittlerweile „mein kleines Zuhause“.

Ein Januarvormorgen auf dem Alten Friedhof, der zentral liegt. Die Luft ist so eisig, dass der Urin der Hunde in der Wintersonne dampft. Die Hundebesitzer sind in Daunenjacken eingepackt und hüpfen auf der Stelle, um ihre Füße zu wärmen. Zwischen mehreren Tannen steht die fünfeckige Holzkiste, in der Benni die Nacht verbracht hat. Niemand beachtet sie.

Hannah Böck und Norman Kurock sind unterwegs zu Benni. Sie arbeiten für die Caritas und betreuen das Pilotprojekt. Jeden Morgen gehen sie zu den Nestern und schau-

en, wer darin liegt. Dass jemand drinliegt, wissen sie bereits, denn per App bekommen sie fortlaufend Informationen zugesendet. Sie sehen, wann die Koje geöffnet und geschlossen wird, wie warm es in der Kiste ist und ob die Sensoren für Rauch anspringen. Außerdem können die Sozialarbeiter mit der App die Kiste auch dann öffnen, wenn der Bewohner sie von innen verriegelt hat. Jeden Morgen um neun verschließen sie die Kojen, abends um sechs werden sie mit der App wieder geöffnet – sie sollen ja nur für die Nacht sein.

„Wir kommen nicht, um die Schlafenden zu kontrollieren, sondern um im Notfall helfen zu können.“ Norman Kurock hat an diesem Morgen einen Schlafsack für Benni dabei, der hat die Nacht wieder einmal nur in dünner Regenjacke und ohne Decke im Nest verbracht.

Sechs engagierte Designer, Hardware- und Softwareentwickler fanden sich 2018 in Ulm zusammen, um zu helfen. Die Stadt Ulm stellte ihnen eine lebensentscheidende Aufgabe: Wie kann man obdachlose Menschen vor dem Kältetod bewahren?

Nach 48 Stunden präsentierten die sechs Unternehmer ihre Idee – eine Hightechkiste aus massivem Holz, mit Sensoren, einer App und einem Wärmetauscher, der für Frischluft sorgt und die Innentemperatur stabil hält. Nach anfänglicher Begeisterung gab es von manchen Ulmern auch Kritik: Die Schlafkapseln würden an Särge erinnern und hätten weder Toilette noch Waschbecken.

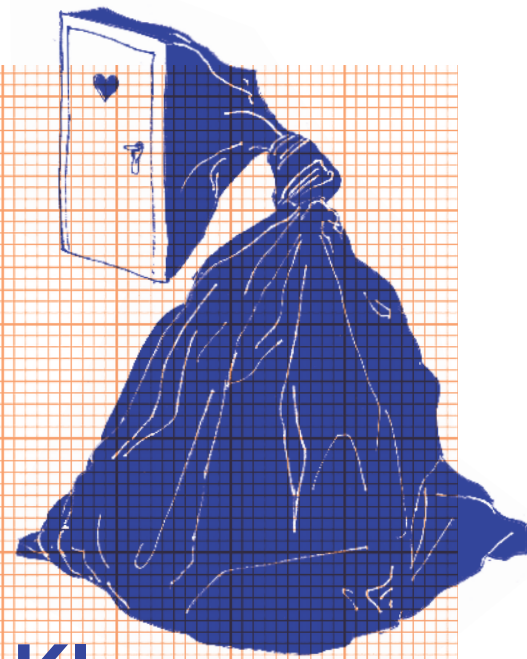
Dabei ist die Kastenform kein Zufall, erzählt Produktdesigner Patrick Kaczmarek. Sie Sorge dafür, dass die Kapseln für Menschen jeder Statur und Größe gut zugänglich und benutzbar seien. Zudem biete sie genügend Stauraum für persönliche Gegenstände oder sogar einen Hund.

Nur rund fünf Grad wärmer als draußen wird es in den Holzkisten. Ein Ersatz für eine Wohnung sollen die Schlafkapseln aber ohnehin nicht sein. „Niemand soll einziehen wollen“, sagt Kaczmarek. „Die Nester sind nur da, um vor dem nächtlichen Erfrieren zu schützen.“ Einige Fehler und Schwächen haben sich jetzt schon gezeigt, so schließt der Deckel bei Feuchtigkeit schwerer. Das Ziel ist es, die optimierten Nester jeden Winter und bald auch in anderen Städten aufzustellen.

Benni hatte dieses Mal keine gute Nacht. Albträume und das stündliche Schlagen der Turmuhr haben ihn wach gehalten. Seine Lippen sind rissig, seine Augen tränen. Mit zittrigen Händen trägt er zwei große Taschen, die dunkle Wollmütze hat er sich tief ins Gesicht gezogen. „Immerhin hatte ich es warm.“

Er weiß, dass die Nächte in seinem Nest gezählt sind. Im Frühling endet die Testphase. Benni will eh eine richtige Wohnung, ein Bett, einen Job. Hier, unter dem niedrigen Deckel, hat er das Gefühl, dass er sich ein Stück weit davor versteckt, sein Leben in die Hand zu nehmen. ↵

Eine 62-Jährige ist in Hannover zur Sprecherin der Obdachlosen geworden. Was sie tut und damit bewirkt, lest ihr auf [fluter.de/wohnen](http://fluter.de/wohnen)



## Das Klo

Im Juni 1858 musste die Sitzung des britischen Parlaments abgebrochen werden, weil aus der Themse ein derartiger Gestank von den eingeleiteten Abwässern aufstieg, dass den Abgeordneten die Luft wegblieb. Dieser Sommer ging als „The Great Stink“ in die Geschichte ein – und er war der Grund dafür, dass in London innerhalb weniger Jahre ein großes System von Abwasserkanälen gebaut wurde.

Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts war in vielen Städten die Kacke buchstäblich am Dampf. Wer nicht draußen auf der Straße seine Notdurft verrichtete, benutzte dazu einen Eimer – dessen Inhalt er nach einem kurzen Warnruf einfach aus dem Fenster auf die Gasse kippte.

Die Hochkulturen der Antike waren da schon weiter. So wäre wohl Rom kaum jemals zur Millionenstadt erblüht, hätte nicht die legendäre „cloaca maxima“ – eine ausgeklügelte Kanalisation mit fließendem Wasser – die Einwohner vor der Ausbreitung von Seuchen bewahrt.

Zum „stillen Örtchen“ wurde die Toilette wesentlich später, nämlich mit ihrem Einzug als separater Raum in die bürgerliche Wohnung. Dort ist sie heute einer der privatesten Orte des Hauses. Wer wirklich seine Ruhe will, findet sie dort. Auf dem Klo ist der gesellschaftliche oder familiäre Zwang zum sozialen Miteinander aufgehoben – sofern man den Ort so verlässt, wie man ihn vorzufinden wünscht. Dort kann man in Ruhe den fluter oder Comics lesen und über den Lauf der Welt nachdenken – zum Beispiel darüber, dass ein WC für viele Menschen auch heute nicht selbstverständlich ist: Etwa 40 Prozent der Weltbevölkerung haben kein Klo, und jährlich sterben schätzungsweise 7,5 Millionen Menschen an den Folgen von Durchfallerkrankungen. Ein Umstand, an den am 19. November eines jeden Jahres erinnert wird. Dann nämlich ist „Welttoilettag“. *Von Arno Frank*